

## Abyssinische Krieger.



Tracht der abyssinischen Krieger.

Die abyssinische Sprache ist reich an Bildern, und der Einwohner von Habesch vergleicht sein Vaterland gerne mit einer einheimischen Pflanze, der Deneghelase, welche rings von Stacheln umgeben ist, und der die Hand sich ungestraft nicht nähern darf. Dieses Bild ist nur zum Theil wahr, denn der politische Zustand des schönen Landes ist sehr traurig. Das fruchtbare Habesch, mit seinem milden Klima, seinen reichen Landschaften, seiner aufgeweckten und intelligenten Bevölkerung ist auf allen Seiten von barbarischen Völkern umgeben, die es von Tag zu Tag mehr in die Enge treiben.

Seit nahezu einem Jahrhundert beunruhigen das unglückliche Land fortwährend Bürgerkriege, die Wilden werden immer drohender, die ganze Gesellschaft ist zerrüttet, das Land ist ein Schlachtfeld, jeder Bürger ein Krie-

ger geworden. Ueberall steht man deshalb auch die kriegerische Tracht vorherrschen, die im Uebrigen ziemlich einfach ist. Ueber eine wollene Unterhose, welche etwas über die Wade reicht, wirft der Krieger von Habesch ein langes Stück von weißem Wollstoff, das durch eine langwollige Schafshaut festgehalten wird. Ist der Krieger Christ, so trägt er lange Haare, unbedecktes Haupt und eine seidene Schnur (Mateb) um den Hals; ist er Muselman, so trägt er wie seine arabischen Glaubensgenossen eine Art Turban, welche aus einem in Falten gelegten und um den Kopf gewundenen Tuche besteht, und behängt seinen Hals mit Amuletten. Sein Schild, aus Rhinoceroshaut, ist mit einem großen Stück Schafshaut, das spitz zuläuft, geschmückt; daneben hängt ein breiter, noch längerer und mit Nägeln, Knöpfen und Metallblättchen geschmück-

ter Riemen. Zwei eiserne Stangen dienen ihm als Waffe. Diese wilde Tracht hat etwas Imposantes, wenn die Krieger in Masse erscheinen. Die Soldaten gehen oder reiten auf Pferden und Maulthieren. Die Anführer zeichnen sich durch reicheren Schmuck und zahlreichere Dienerschaft aus.

### Für acht Schillinge Weizenbrod.

Novelle von M. Goldschmidt.

(Fortsetzung.)

Die Gesundheit der Gräfin, die sonst sehr stark gewesen, verschlimmerte sich, so daß Richard oft zu ihr gerufen wurde, wenn er zu lange in andern Häusern blieb, und sie halb und halb beschloß, ihm Zimmer in ihrem Hotel einzuräumen, so daß ihre Freundinnen mit bedenklichen Mienen von jenem gefährlichen Fall und seinen Folgen sprachen. So verfloß der Rest des Sommers und die Zeit, die man in Brasilien Winter nennt; bei Beginn des Frühlings beschloß die Herzogin eine kleine Reise vorzunehmen, um ihre Nichte, ein elternloses Kind von vierzehn Jahren, aus einem Kloster zu holen, das zwanzig Meilen von der Stadt entfernt lag; und auf dieser Reise sollte Richard die Ehre haben, sie in der doppelten Eigenschaft als Arzt und ritterlicher Beschützer zu begleiten.

Die große, bequeme Galese, in welcher die Herzogin saß, ihre schwarze Duenna und Richard, als Ritter mit Schwert und Dolch, rings umgeben von reitenden Negern in weißen Trachten und gefolgt von den Bagagewägen, bewegte sich langsam über Berge und Flüsse und erreichte nach Verfluß von einigen Tagen ohne Abenteuer das Kloster.

Hier schien es sich zu zeigen, daß die Herzogin nicht stark in der Ethnographie sei; denn sie war offenbar frappirt, als sie sah, daß das vierzehnjährige Mädchen, das sie abholen wollte, bereits eine erwachsene Dame. Das Mädchen war außerordentlich schön, und der junge dänische Arzt sah an dem Blicke, den ihr die Herzogin zuwarf, daß, wenn diese Schönheit auch ihrem Stolz schmeichelte, sie doch ebenso sehr ihre Selbstsucht und Eitelkeit kränkte. So wohlwollend sie scheinbar ihre Nichte aufnahm, so wenig konnte sie das Gefühl, das in ihr um die Oberhand rang, ganz verbergen. Namentlich suchte sie sie vor dem blonden Negern ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

Am Abend nach der ersten Tagreise war es Vollmond. Der Mond leuchtete am Himmel wie eine gedämpfte Sonne, die Bäume waren wie mit fließendem Golde übergoßen und die fernern Berge streckten ihre violetten Wipfel zum tiefen dunkelblauen Himmel empor. Richard benützte das hübsche Wetter, um einige Augenblicke mit dem vierzehnjährigen Kinde spazieren zu gehen und ihr Kenntnisse von Mond und Erde beizubringen, namentlich erzählte er ihr, wie es im Mondschein hoch droben am Nordpole aussteht, und endlich sang er ihr ein wehmüthiges Lied von einer Frühlingsnacht in Dänemark. Aber die Herzogin von Biancares war der Meinung, daß die Erziehung ihrer Schwestertochter vollendet sei und daß sie bei ihrem Stande und ihrem Reichthum sich nicht auf Geographie und Naturwissenschaft zu legen brauche, so wenig als auf fremde Musik; sie ließ deshalb das junge Paar zurückrufen, und Richard begegnete bei seinem Eintreten einem Blicke, der in seinem Innern eine unerklärliche Unruhe weckte.

Am nächsten Tage war dies vergessen, und das junge

Mädchen war zu glücklich, in der freien Welt zu sein und Richard viel zu wohl zu Muthe in der reichen Natur, als daß er in den üppigen Wäldern, welche beinahe den Himmel verbargen, und wo zahllose Vögel sangen, — als daß das junge Paar an sich hätte denken sollen. Als sie Mittags aus dem Wagen stiegen, gab Richard der Nichte die Hand und vergaß seine ritterliche Pflicht gegen die Tante. Die Herzogin lächelte, als er sie reuevoll anblickte, aber sie hatte ein Lächeln, das bei Richard unwillkürlich die Erinnerung weckte, daß er unter fremden Menschen sei und ihn mit Sehnsucht an seine Freunde in der Heimath denken ließ.

Er konnte den ganzen Tag nicht mehr froh werden: der Wald verlor seinen Reiz für ihn, er dachte an die dänischen Buchenwälder zurück; in dem Dickicht glaubte er jeden Augenblick Schlangen zu sehen, und es gab Augenblicke, in welchen er einen tiefen Abscheu gegen das Land empfand. Die Andern waren auch stumm, und als man das Nachtquartier erreicht, trennte man sich frühzeitig, um die Ruhe aufzusuchen.

Um Mitternacht kam es Richard vor, als ob Jemand seinen Namen nenne, und er fuhr erschrocken mit dem Rufe auf: „Wer ist da?“ — aber Alles war still, und er wollte sich, nachdem er einige Augenblicke gelauscht, wieder zum Schlafen legen, als er ganz deutlich eine Stimme flüstern hörte: „Senhor Medico, öffnen Sie!“

„Wer ruft?“ fragte Richard eben so leise.

„Herr Doctor, stehen Sie auf, gehen Sie zu meiner jungen Dame!“ sagte die Schwarze, die Einzige, die dem jungen Mädchen vom Kloster gefolgt war. Im selben Augenblicke kam es Richard vor, als hörte er ferne im Hause gedämpfte Klagen und Angstschreie; rasch fuhr er in die Kleider und eilte dem Tone nach, brach sich mit Gewalt einen Weg durch die schwarzen Diener, die ihn zurückhalten wollten, und als man zögerte, die Thüre zu öffnen, stieß er sie mit dem Fuße auf. Bei dem ersten Blicke auf das junge Mädchen fuhr das Lächeln der Herzogin wie ein Blitsstrahl durch Richards Erinnerung, und plötzlich fiel ihm ein, daß die schwarze Donna beschäftigt gewesen, Kräuter zu sammeln. „Schaffet mir Milch!“ rief er auf den Gang hinaus; aber Keiner von den Schwarzen rührte sich. Da sprang er hinaus, ergriff einen der Neger an der Gurgel und donnerte: „Schaff mir Milch, Du schwarzer Hund, oder ich bringe Dich um!“ Und nun kamen die Schwarzen in Bewegung, und einige Augenblicke später war das Zimmer beinahe ganz angefüllt mit Cocosnüssen.

Als er das schöne Mädchen außer Gefahr sah, begab sich Richard zur Herzogin mit einer Miene, als ob er in Dänemark wäre, und nur Polizeidiener herbeizurufen brauchte. Sie saß in einem weißen Nachtkleide am Fenster und sah ihn unbeweglich an; er schloß die Thüre, ging dann zu ihr und sagte: „Frau Herzogin, Ihre Nichte hat Gift bekommen!“

„Ist sie todt?“ stöhnte die Herzogin.

„Nein, sie lebt, sie ist gerettet; aber die, welche ihr das Gift gegeben, — das sind Sie, Frau Herzogin.“

„O Richard, vergeben Sie mir!“ schrie sie, sprang auf und umfaßte krampfhaft seine Kniee; „ich konnte sie nicht neben mir sehen. Ich konnte die blühende Röthe ihrer Wangen, den frischen Glanz ihrer Jugend nicht ertragen. Sie kennen die Frauen des Südens nicht!“

„Und deshalb sollte Ihre Nichte sterben?“ sagte Richard, indem er sich ihr entzog.

„O, sie ist zu schön; ich kann sie nicht sehen!“

„Frau Herzogin, Sie sagten, ich kenne die Frauen des Südens nicht; aber Sie kennen uns Nordländer ebensovollig. Tragen wir auch nicht beständig den Dolch im Busen verborgen, so wissen wir doch, was im rechten Augenblicke Pflicht und Ehre von uns verlangen. Wenn ich auch das arme Kind nicht liebe, werde ich doch für ihr Leben das meine einlegen.“

Die Herzogin schien tief aufzuathmen und sagte: „Nachdem ich diese Worte aus Ihrem Munde gehört, können Sie ruhig für ihr Leben sein. — Ich wünsche allein zu sein.“

Man beruhigte die Leute, welche den Ort bewohnten, mit der Versicherung, daß es ein unbedeutendes Nebel befinden gewesen, das den Lärm veranlaßt, und am nächsten Morgen ging der Zug weiter ohne ein sichtbares Zeichen der inneren Unruhen, unter denen eine Partei den Todesengel zu Hülfe gerufen. Auf dem Wege wurde nur wenig gesprochen; die Schwarze kauerte sich zusammen wie eine Schlange, die Mahlzeit gehalten. Das junge Mädchen schlief vor Mattigkeit.

Plötzlich, als sie in einem tiefen Thale sich befanden, überall von dichtem Walde umgeben, vermiste die Herzogin ihren Lieblingsneger, der hinten auf dem Wagen zu sitzen pflegte, und rief, man solle halten und ihn verfolgen, wenn er geflohen. Richard sprang aus dem Wagen; aber kaum hatte er ein paar Schritte gemacht, als ein Schuß knallte und eine Kugel dicht an seinem Gesichte vorüberpiff. Als er überrascht sich umsah, gewahrte er die Herzogin, welche mit leuchtendem Blicke da stand und mit ausgestreckter Hand auf ihn deutete, aber im nächsten Augenblicke, als sie sah, daß er unbeschädigt war, in den Wagen zurück sank. Das Blut kochte in Richards Adern; er wandte sich rasch nach der Seite um, von wo der Schuß gefallen; da entdeckte er zwischen Gebüsch den Lieblingsneger der Herzogin, der mit den Zähnen grinste. Ohne sich zu bedenken, ergriff er seinen Degen und stürzte sich auf den Neger. Dieser erwartete ihn mit gehobenem Büchsenkolben, der mächtige Schlag zersplitterte den Degen, mit dem Richard parirte, und die beiden Gegner kamen zum Handgemenge. Richard fühlte, daß ihn die schwarzen Herculesarme zu zerquetschen drohten, und suchte nach seinem Dolche; aber im selben Augenblicke hörte man einige rasche Worte der Herzogin, der Schwarze ließ ihn los und entfloh mit Blitzeseile. Als Richard auf die Beine gekommen war und auf den Weg trat, sah er den Zug davonfliegen; die junge Dame hatte sich im Wagen erhoben und streckte die Arme nach ihm aus; aber eine schwarze Hand riß sie nieder, und nach Verfluß von einigen Augenblicken verlor sich der Zug im Walde, und Richard hörte nur noch das Rollen der Räder.

Es dauerte lange, ehe Richard diese Lage begreifen konnte, in der er sich befand. Er hatte sich der Wald-einsamkeit in Charlottenlund so manchemal gefreut, aber dort führt eine halbstündige Wanderung wieder auf einen belebten Weg. Anfangs, als die Erbitterung gegen die Herzogin und ihren schwarzen Rinaldo sich etwas gelegt, empfand er sogar eine jubelnde Freude über die ungebundene Freiheit im Walde. „Fahrt ins Teufels Namen!“ rief er und sprang und tanzte.

Als die Sonne jedoch sank, begann sich eine tiefe Schwermuth seiner zu bemächtigen; er beschleunigte sogar seinen Marsch, um ein Wirthshaus oder eine Hütte zu erreichen; aber der Wald schien ihm beständig zu folgen,

und als er nach der Wagenspur zu sehen begann, bemerkte er, daß er sie verloren. Nun begann es im Walde laut zu werden; die Affen krochen auf die äußersten Aeste und warfen ihm Nüsse zu, und in der Ferne heulten die wilden Thiere, als ob sie sich mittheilen wollten, daß Beute in der Nähe sei. Er suchte einen Baum, auf dem er übernachten könnte und kroch in die Krone, wo er sich für die Nacht zurecht machte.

Die Sonne stand schon hoch, als er bei dem Rauschen von Wagen und Maulthierritten in der Ferne erwachte. Anfangs überraschte es ihn nicht; als er aber die Augen recht aufmachte und sich seiner Lage erinnerte, brach er in jubelnden Dank gegen Gott aus und eilte, vom Baume herabzukommen.

Bald hatte er die Vorüberfahrenden eingeholt und wurde freundlich aufgenommen und erquickt, als er erzählte, wie er die Nacht zugebracht. Es war ein Zug von Schwarzen, welche Kasse und Farbstoffe nach der Hauptstadt brachten, und außerdem zwei weiße Frauenzimmer, die, wie Richard zu seinem großen Erstaunen hörte, als Sclavinnen verkauft werden sollten.

Es war eine Mutter mit ihrer Tochter; die Mutter hatte ein edles, aber blaßes und kummervolles Antlitz, aber die Tochter — eine solche Schönheit hatte Richard noch nie gesehen.

Richard näherte sich ihnen theilnehmend, und auf seine Frage erzählte die Mutter Folgendes: Sie sei mit einem Marineoffizier verheirathet gewesen, der bei der Belagerung von Oporto gefallen; er besaß nichts als seine Gage, und mit ihrem neugeborenen Kinde mußte sie zu ihrer Mutter zurückkehren. Vor wenigen Jahren war diese gestorben und ihre Verwandten hatten sie des Erbes beraubt und ihr nichts als die Schulden gelassen. Ein alter Freund ihres Mannes bezahlte die Schulden, forderte nun aber die Tochter dafür zur Frau. Als sie ihn mit bitteren Worten abgewiesen, hatte er, um sich bezahlt zu machen, sie nach dem Markte geschickt, um sie als Sclavinnen zu verkaufen. „Und nun,“ sagte sie weinend, „ist es meine einzige Hoffnung, daß ich Gelegenheit bekomme, mich dem Kaiser zu Füßen zu werfen und wenigstens meine unglückliche Tochter zu retten. Ach, wenn es mein Vater wüßte! Das war ein vornehmer Mann, ein Däne!“

„Ein Däne! Wie hieß er?“ rief Richard, indem er stehen blieb und den Arm der Dame faßte.

„Dümitz.“

Da sprang Richard ihr um den Hals, küßte sie, weinte, lachte und jubelte, so daß sie glaubte, er sei wahnsinnig.

„Es war mein Vater!“ rief Richard; „es war mein Wohlthäter, mein bester Freund! Gelobt sei Gott im Himmel, daß er mir diese Freude gewährte.“

Das hübsche Mädchen warf sich in Richards Arme und küßte ihn. Die gutmüthigen Schwarzen trockneten die Augen, obgleich sie nicht begriffen, was vorging.

Als Richard nach der Hauptstadt kam, setzte er Himmel und Erde in Bewegung, und es gelang ihm, Mutter und Tochter Gerechtigkeit zu verschaffen. Daß er nach Verfluß von einiger Zeit sich mit der Tochter verheirathete, findet der Leser wohl ganz natürlich.

Die Herzogin ließ, als sie erfuhr, daß Richard in der Hauptstadt sei, ihm eine große Summe anbieten, wenn er schweige; Richard wies das Anerbieten ab und schwieg doch. Die Herzogin, davon gerührt, testamentirte ihm, als sie starb, einen Theil ihres Vermögens.

Richard begann endlich nach langer Zeit eine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimath zu fühlen, und da gerade ein Kriegsschiff ausgerüstet wurde, um eine fürstliche Person nach Europa zu führen, wirkte er sich die Erlaubniß aus, die Fahrt mitzumachen.

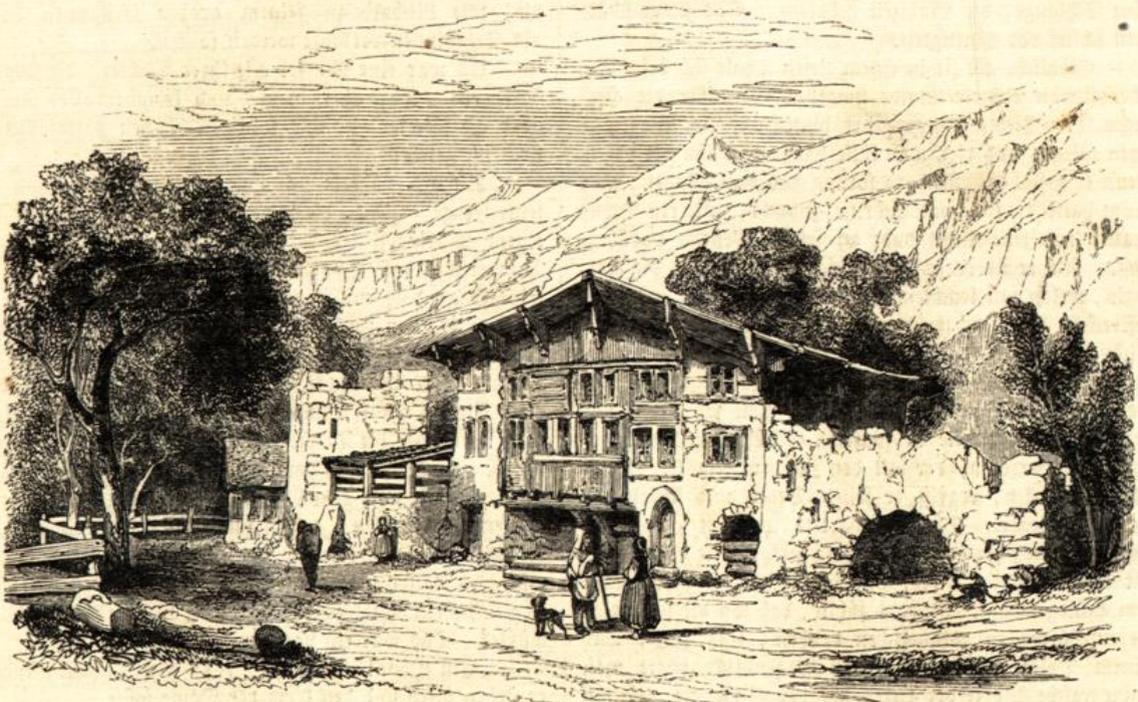
(Schluß folgt.)

### Geflers Haus.

Die That Wilhelm Tells, welche Schillers Drama verewigt hat, ist nicht so sehr über allen geschichtlichen Zweifel erhaben, als es nach jenem Gedichte den Anschein haben möchte. Der dänische Geschichtschreiber Soro Grammaticus erzählt im zwölften Jahrhundert ein Ereigniß, das dem von der Schweiz durchaus ähnlich ist. Wenn hier von einem Entleihen die Rede, so könnte es nur auf

Seiten der Schweiz sein. Allein es ist schwer zu glauben, daß ein ganzes Volk sich selbst über eine Thatfache täuschen sollte, die seine tiefsten Gefühle, seine bedeutendsten Erinnerungen berührt. Die Einzelheiten, die man von Tells Leben erzählt, die Denkzeichen, die man dem Fremden zeigt; die Einstimmigkeit des Zeugnisses der ganzen Schweiz sind zu viele Beweise, um nicht die Wahrscheinlichkeit, ja die Wahrheit der Thatfache zu erhärten. Und kann denn in der Geschichte nicht zweimal das Gleiche geschehen sein? Wäre es nicht vielmehr ein Beweis für die Behauptung Rabbi Ben Akibas: „Alles ist schon einmal dagewesen!“

Am Fuße des St. Gotthardt, in Amsteg, Canton Uri, befinden sich die Ruinen eines Schlosses, das Gefler bewohnt haben soll und das noch heute das „Joch von Uri“ heißt. Die Reste eines andern Schlosses von Gefler in Rüfnacht, am Fuße des Rigi, sind dem Touristen besser bekannt.



Ruine des „Jochs von Uri“, im Amsteg, Canton Uri.

Unser Bild ist das erstere, und gibt Zeugniß von der einfachen Sitte des kaiserlichen Statthalters.

### Persische Sprichwörter.

Es schadet nichts, zu knien, aber es ist sehr schädlich, liegen zu bleiben.

— Fürchte das Wildschwein von vorne, den Esel von hinten und den Frömmel von allen Seiten.

— Wenn das Schicksal die Hand auf eines Menschen Haupt legt, so legt es ihm zwei Finger auf die Augen, zwei auf die Ohren und einen auf den Mund.

— Es sind schlimme Jahre, wenn die ganze fruchtbare ist, als das Zuckerrohr.

### Wallachische Trachten.

Die wallachischen Bauern haben eine malerische Tracht. Ihre Taschen und ihr Kamisol von weißem Leder sind mit Blumen und andern Verzierungen von Leder in allen Farben geschmückt. Ob sie die weiten Leinenhosen oder die engen Beinkleider von weißem Luche tragen, immer legen sie Sandalen an. Selbst ihre Hemden sind gestickt. Stets sieht man auf den Hecken der Dörfer Hemden und Lächer mit rothen oder blauen Stickerien an der Sonne trocknen. Manches Mädchen frisst sich die Locken, indem es seine Haare um eine heiß gemachte Spindel wickelt. Zuweilen verändert sich die Mode, — eine merkwürdige Erscheinung bei einem ursprünglichen Volke. So schlug ein Schäfer eine schwarze Guba, die ihm sein Herr anbot, unter dem Vorwande aus, daß alle Welt jetzt weiße trage. In einigen Gegenden trägt man

statt der Guba einen dicken, langhaarigen Ueberwurf aus Wolle, auf der Schulter eine Jacke von grobem grauem Luche.

Auch die Tracht der Frauen ist nicht in allen Gegenden dieselbe. Es ist Sitte, daß die Frauen ihr Haar nur in einen einzigen Zopf flechten, an dessen Ende sie ein Band oder eine Münze befestigen. Sie schmücken ihr Haar mit Blumen, Münzen, Pfauensehern. Zuweilen tragen sie um die Stirne ein Diadem von Schmelz und

Glasperlen. Das Luch, mit dem sich die verheiratheten Frauen den Kopf bedecken, hat im Süden die Form eines Turbans; anderswo wird es als Schleier getragen, aber überall mit Grazie. Die Catnuza oder Keinenschürze, welche die Wallachinnen sehr coquett zu tragen wissen, ist mit farbigen Streifen verziert. Anstatt der rothen und gelben Stiefeln, die etwas schwer sind, tragen sie in vielen Dörfern lederne Sandalen, die sie mit einem Stück weißen Luches an dem Bein befestigen.



Wallachische Trachten.

Der Zeichner führt uns mitten in das bunte Gewirch eines wallachischen Jahrmakts. Bei dem Klang der Fiedeln der Zigeuner tanzen die Bauern und plaudern, — das einzige, woran der Wallache Freude hat, und bei dem sein melancholischer und phlegmatischer Charakter plötzlich in das Gegentheil umschlägt.

### Buntes.

Le Huc, der berühmte Tibet- und China-Reisende, erzählt, wie die einfachen Chinesen sehen, welche Zeit es ist. Eines Tages, da wir unsere zum Christenthum bekehrte Gemeinde besuchen wollten, begegneten wir unterwegs einem Knaben, der einen Ochsen hütete; wir fragten ihn im Vorübergehen, ob es schon Zwölf sei. Der Knabe sah nach der Sonne; aber diese war in dichte Wolken ein-

gehüllt, so daß er bei dieser keinen Bescheid bekommen konnte. „Der Himmel ist so voll von Wolken,“ sagte er, „aber warte einen Augenblick.“ Dann lief er in einen naheliegenden Bauernhof und kam eine Minute später mit einer Kage im Arme zurück. „Sieh,“ sagte er, „es ist noch nicht Zwölf,“ und zeigte uns dabei das Auge der Kage, indem er das Augenlid in die Höhe zog. Erstaunt betrachteten wir den Knaben; aber es war augenscheinlich sein voller Ernst, und obgleich diese Operation der Kage unangenehm schien, war sie doch offenbar daran gewöhnt, und benahm sich recht verständig, als ob es ihre eigentliche Beschäftigung wäre, Uhr zu sein. Wir sagten „vielen Dank“ und lachten, weil wir uns schämten, uns von dem Knaben belehren zu lassen. Als wir jedoch unsere Freunde trafen, war das Erste, was wir frugen, welche Verwandniß es mit der Kage habe. Sie wunderten sich über unsere Unwissenheit, und sammelten bald ein paar Duzend Kagen aus der Nachbarschaft, um uns zu zeigen, daß die Uhren alle richtig gingen. Die Pupille des Kagenauges wird bis zwölf Uhr Mittags immer kleiner, und erreicht um diese Zeit ihre größte Zusammenziehung in Form einer feinen Linie, die senkrecht über das Auge gezogen ist; dann erweitert sie sich wieder, bis sie Nachts zwölf Uhr die Form einer großen Kugel hat. Man versicherte uns, daß jedes Kind in China eine große Fertigkeit habe, mit Hülfe von Kagenaugen die Zeit anzugeben. Auch wurden wir überwiesen, daß diese Uhren genau übereinstimmten und richtig gingen.

— Die Becher, Schüsseln, Tischgeräthe und Kleider des Kaisers von Mexico werden immer nur einmal gebraucht.

— Schon die alten Völker wußten, daß Diätetik und Moral Hand in Hand gehen. Bei den Aegyptern, den Persern und selbst bei dem Aeopag der Griechen wurden die wichtigsten Gegenstände nüchtern verhandelt, und man hat bemerkt, daß bei den Völkern, welche bei und nach den Gastmählern deliberirten, z. B. bei den alten Deutschen, die Verhandlungen oft blutig endeten.

— Ein berühmter Violinspieler wurde bei einem englischen Lord zum Diner eingeladen. Kurz vor dem Diner kam der Lord zu ihm und bat ihn, seine Violine mitzunehmen. Der Künstler antwortete jedoch: „Entschuldigen Sie, Mylord, meine Violine ist nicht.“

## Die beiden Anferstandenen.

Novelle.

Am Ende des Thales von Anzeindaz gewahrt man die Bergespitzen, welche den Canton Wallis vom Waadtlande trennen. Sie sind aus einer ungeheuren Masse übereinander gethürmter Felsen gebildet, von welcher beständig losgebröckelte Stücke in die Tiefe stürzen, deren Rollen man in den Bergen wiederhallen hört. Die Walliser, in der Ueberzeugung, daß diese in die Tiefe hinabrollenden Felsstücke von unsichtbaren Geistern geschleudert werden, welche unaufhörlich mit einander im Kampfe sind, haben diese Bergspitzen „Teufelchen“ genannt.

Im Jahre 1714 löste sich plötzlich eines Nachmittags im Monat Mai ein Stück von diesen riesigen Felsen los; man hörte im ganzen Thal den Donner dieses Sturzes; man sah den gegen einander geschleuderten Kies lange Streifen von Funken sprühen und den Staub dieses ein-

gestürzten Berges wie einen dichten Rauch durch die Luft wirbeln. Die benachbarten Dorfschaften liefen von allen Seiten herbei; als sie jedoch an Ort und Stelle kamen, waren die vierundfünfzig Hütten, in welchen die Herden wohnten und die Hirten, die sie für die verschiedenen Dörfer auf die Berge trieben, unter den Trümmern der Felsen verschwunden.

Nicht alle jedoch unterlagen, denn von den fünfzehn Hirten, welche im Augenblick des Unglücks auf den Waiden oder in den Hütten zerstreut waren, hatte die Vorsehung zwei gerettet. In der größten Sennhütte beisammen sitzend, hatten sie das Geräusch des Erdsturzes gehört, sich zu Boden geworfen und waren von einigen starken Balken beschützt, unter dem Schutt begraben, ohne daß ihnen ein Schaden zugesügt worden.

Mehrere große Käse, die in einem Winkel der Hütte aufgeschichtet waren, und ein Wächlein, das durch die Felsen rieselte, boten ihnen Nahrung, während sie an ihrer Befreiung arbeiteten.

Einer von ihnen war ein Walliser, ein einfacher Mann, aber vom besten Ruf, den man gewöhnlich nur den guten Ludwig nannte; der Andere, Peter Joseph, der aus dem Waadt stammte, galt für einen Menschen, der mehr seinem Vergnügen nachhänge, als der Arbeit fröhne. Er hatte sich daran gewöhnt, wie er sagte, nach seinem Kopf zu leben, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Wenn er Ludwig immer mit den Seinen beschäftigt und eines der Kinder seiner Schwester auf den Armen tragen, oder der Mutter eine Last abnehmen sah, so zuckte er mit den Achseln und fragte sich, wie ein Mensch sich so freiwillig zum Diener der Schwachen und Kleinen machen möge. Er dagegen wußte aus allen Menschen Nutzen zu ziehen, ohne irgend Jemand etwas zu opfern; deshalb nannte man ihn auch in der Mundart der Gebirgsbewohner Peter Nitru, das heißt, den klugen Peter.

Vom ersten Augenblick, da sie unter dem Schutt des Berges begraben worden, hatten sie angestrengt gearbeitet, um sich einen Durchgang zu öffnen; aber es war keine leichte Sache. Jede Höhlung in dieser Anhäufung von Schutt zog einen neuen Sturz hinter sich. Zwanzig Mal setzten sich die beiden Begrabenen verzweifelt vor ihrer verrichteten Arbeit nieder und riefen sich schmerzvoll zu, daß Alles umsonst sei; aber Ludwig faßte stets bald wieder Muth; geduldige Resignation trat bei ihm an die Stelle der Hoffnung. Nach einer kurzen Erschlaffung machte er sich immer wieder an die Arbeit, und sagte einfach:

„Gilt Dir selbst, und Gott wird Dir helfen.“

Diese zwanzig Mal wiederholten Versuche gaben endlich doch die Ueberzeugung, daß die Sache ihnen gelingen müsse. Sie entschieden sich, nur langsam vorzugehen, und den Gang, den sie sich öffneten, stets durch Felsstücke zu stützen zu suchen.

Tage und Wochen verfloßen auf solche Weise; ein Lichtstrahl, der sich durch die Ritzen des Einsturzes stahl, ließ sie erkennen, wann die Sonne auf- und unterging.

Jedes Mal, so oft die Nacht wiederkehrte, legte Ludwig einen kleinen Kiesel in eine Ecke ihrer unterirdischen Wohnung. Er hatte bereits achtundachtzig niedergelegt und die Käse waren beinahe aufgezehrt; aber der Gang machte solche Fortschritte, daß sie nach und nach den Tag sahen. Noch einige Stunden angestrengter Arbeit, und der lang gesuchte Ausgang öffnete sich vor ihnen; sie stießen ein letztes Stück hinaus, und mit einem lauten Schrei sahen sie den blauen Himmel über sich.

Ludwig hatte die Hände gefaltet und die Augen voll Thränen; er dankte Gott aus der Fülle seines Herzens. Peter Joseph lief hin und her und tanzte und jubelte. Endlich, als sie sich von der ersten Freude etwas gefaßt, sahen sie sich um.

Der Bergsturz hatte den ganzen Ort, der sonst den Keller der Hirten eingenommen, bedeckt, und sich bis zu dem benachbarten Grasboden erstreckt. Hütten, Thiere, Waiden, — Alles war unwiederbringlich verloren. Ludwig machte seinen Kameraden darauf aufmerksam.

„Was kümmert mich das?“ versetzte er; „ich stand im Dienste eines Herrn, und nichts von alle dem gehört mir. Aber Du, Ludwig, bist auf immer ruinirt.“

„Allerdings,“ sagte der Hirte mit einem Seufzer, „von Allem, was ich besaß, hat mir Gott nichts als das Leben gelassen.“

„So stehen wir beide auf demselben Punkte, armer Mensch!“ sagte Peter Joseph, indem er mit Ludwig den Weg nach Aven einschlug, „all' Deine Anstrengungen und Ersparnisse sind umsonst gewesen.“

Ludwig schwieg; er senkte den Kopf und schien nachdenklich.

„Verstehst Du jetzt, weshalb ich jeden Tag nützen und mir nichts von meinem Vergnügen abziehen wollte, um mir Geld aufzuhäufen,“ fuhr der ländliche Epicuräer fort. „Nur das ist für uns wirklich und wahr, was wir genießen, mein armer Ludwig; man spart sich die Hälfte seines Laibes am Munde ab, und er wird schimmelig, oder die Beute der Vögel. Alles, was ich für mein Vergnügen verbraucht, hast Du den Teufelsfels aufgespart, die Dein Grübriß aufgezehrt. Wär's nicht besser gewesen, Du hättest es selbst genossen?“

„Möglich!“ murmelte der Hirte etwas schwankend; „aber ich habe eine gute Familie, die mich nicht in Noth lassen wird; auch bleibt mir immer noch mein kleines Haus in Aven und sein Garten. Sieh, Peter, wir können's schon sehen; nie hat mich sein Anblick so erquickt.“

„Die Thüre ist geschlossen,“ bemerkte Peter Joseph.

„Thut nichts,“ versetzte sein Kamerade; „ich hatte den Schlüssel bei mir, als der Berg über uns hereingestürzt; ich kann die Thüre öffnen und Dich eintreten lassen; warte nur, und Du sollst sehen.“

Er hatte aus der Westentasche einen dicken Schlüssel gezogen, dessen er sich bedienen wollte; aber umsonst. Er ließ den Kopf hängen.

„Gott schütze mich! Das Schloß ist verändert,“ rief er.

„Und auch der Hausrath!“ bemerkte sein Kamerade, der durch die Fenster blickte. „Sieh doch 'mal, da stehen zwei Betten und eine Wiege.“

„Ach, ich täusche mich nicht,“ versetzte Ludwig, „es ist das Mobilier meiner Schwester.“

„Sie glaubte, sie werde erben,“ unterbrach ihn Peter Joseph und schlug die Hände zusammen. „Jesus Gott! wir hatten ganz vergessen, daß wir jetzt zwei wieder vom Tode Auferstandene sind.“

„Das ist wahr,“ versetzte Ludwig, und erblaßte.

Joseph brach in ein Gelächter aus.

„Bei meiner Laufe! Das ist wieder eine Lektion,“ rief er. „Ich kann ungestraft auferstehen, denn ich habe weder Familie, die mein Tod bereicherte, noch Freunde, denen mein Leben unbequem sein könnte; aber Du, guter Ludwig, Du kommst zum Unglück aller Welt wieder. Die-

ses Haus, von dem man bereits Besitz ergriffen, muß Dir wieder gegeben werden; der große Franz und Maigret, die sich quitt glaubten, müssen ihre Schulden bezahlen. Auf mein Wort, Leute Deiner Art sind nicht sehr willkommen; wenn sie aus dem Grabe auferstehen; ihr Leben ist ein Unglück für Alle, die von ihrem Tode Nutzen gezogen.“

„Ach, das will ich nicht glauben,“ unterbrach ihn Ludwig; „meine Schwester hat sich gewiß nie über meinen Untergang gefreut!“

„Aber sie freute sich über Dein Haus!“ warf Peter Joseph ironisch ein; „Beweis ist, daß sie das Schloß ändern ließ, um davon Besitz zu ergreifen. Und sieh 'mal den Garten! Man hat die beiden schönen Lannen umgehauen, die am andern Ende standen; die Bienenstöcke sind verkauft und die Blumenbretter weggenommen.“

„In der That!“ sagte Ludwig verdutzt.

„Du siehst wohl, daß man nicht mehr auf Dich zählt,“ versetzte Peter hohnlächelnd. „Armer Mensch! zeige Dich nur nicht zu unverhofft Deiner Schwester; es könnte eine so freudige Revolution in ihr hervorbringen, daß sie vor Aerger krank würde.“

Ludwig antwortete nicht; Alles, was er so eben gesehen, und Alles, was ihm Peter sagte, hatte sein Vertrauen erschüttert; ein schmerzlicher und schneidender Stachel saß ihm im Herzen.

„Ist es möglich?“ versetzte er nach einer langen Pause, und als ob er mit sich selbst spräche; „sollte mich Genriette bereits vergessen haben? Warum ergriff sie so bald Besitz von meiner armen Wohnung, verwüstete meinen Garten und vernichtete Alles, was mir theuer war und woran sich liebe Erinnerungen knüpften?“

„Guter, unschuldbiger Mensch, er fragt noch!“ rief Peter; „Du weißt also nicht, daß je mehr man den Menschen vertraut, desto weniger man erwarten darf? Und wenn man ein Bißchen Grübe im Kopfe hat, so opfert man sich Niemanden und lebt bei Lebzeiten, da die Leute nach unserm Tode nur unsere Erbschaft lieben. Aber ich täusche mich nicht,“ fügte er hinzu, und blieb vor einer blühenden Hecke stehen, „wir sind am Thore des großen Kirchhofs. Ich wette, wenn Alle, die hier ruhen, wie wir aus ihrem Grabe aufstünden, die Besten nicht glücklicher wären, als Du . . .“

Bei diesen Worten erhob er den Kopf, um über die Hecke zu blicken, und sagte dann mit flüsternder Stimme:

„Bei meiner Seele, sie ist es, ich habe sie erkannt. Deine Schwester, lieber Ludwig, knieet auf einem Grabe.“

„Mein Gott! sollte sie Jemanden von ihrer Familie verloren haben?“ rief der Hirte.

„Ich weiß nicht,“ versetzte Peter; „sie steht auf und spricht mit den Arbeitern, die einen Stein behauen; geschwind, verstecke Dich in den Graben, dann kannst Du hören, ohne gesehen zu werden.“

Ludwig stieg in eine Art von Graben, der den Kirchhof umzog; und dort von der Hecke verborgen, konnte er die Gruppe sehen, von der sein Kamerade gesprochen, und die Stimme seiner Schwester hören.

Diese, welche Trauerkleider trug, hielt ein Kind an der Hand und schien den Arbeitern verschiedene Winke zu geben. Ludwig verstand nach einem Augenblick, daß es sich um einen Grabstein handle, der ihm bestimmt war. Obgleich er seine Reste nicht bedecken konnte, hatte man ihr erlaubt, in einer Ecke des Kirchhofs bei dem der Familie geweihten Grabe einen Stein zu errichten. Die junge Pächterin mahnte den Hauptarbeiter, nichts zu sparen.

„Man wird Alles bezahlen, was es auch kosten mag,“ sagte sie mit bewegter Stimme; „wir haben deshalb das große Haus vermietet, und ich wohne jetzt, wo der gute Ludwig so lange gewohnt. Obgleich dort wenig Platz ist, ist es mir doch, als ob ich in jedem Winkel eine Erinnerung an ihn fände. Und das wäre noch besser, wenn ich nicht Alles, was von Werth im Garten war, hätte verkaufen müssen; aber Gott sei gedankt, all' das zusammen setzte uns in den Stand, Seelenmessen für ihn lesen zu lassen, und wenn wir die letzte Furche Erde zum Pfand

geben müßten, er sollte hier seinen Stein haben, wo die Kinder ihn finden könnten.“

Sie beugte sich bei diesen Worten zu ihrer Kleinen hinab, die sie an der Hand hielt.

„Nicht wahr,“ sagte sie weinend zu ihr, „Du wirst das Grab des guten Ludwig nicht vergessen? Ach, warum hat Gott mir nicht das Glück gegönnt, an seiner Statt zu sterben!“

„Weil er uns noch zusammenleben lassen wollte,“ rief der Hirte zu Thränen gerührt.



Das Wiedersehen.

Und nach dem Eingang des Kirchhofs eilend, stürzte er sich in die offenen Arme seiner Schwester.

Man kann solche Scenen nicht zu schildern suchen. Nach der ersten Bestürzung brach die arme Frau in Thränen aus; sie konnte nicht an ihr Glück glauben. Sie berührte den wieder Auferstandenen mit beiden Händen, sprach mit ihm und umarmte ihn, ohne sich überzeugen zu können. Endlich, als ihr kein Zweifel mehr blieb, sank sie auf die Kniee.

In diesem Augenblicke begegnete Ludwigs Blick dem von Peter Joseph, der zu ihnen getreten war und sie betrachtete. Der Hirte hob seine Schwester auf und umarmte sie.

„Du stehst, Peter Joseph, daß Du Dich getäuscht,“ sagte er mit Anstrengung; „wenn man in Liebe und Hingebung gelebt, kann man getrost auferstehen; denn die, die man wiederfindet, lieben mehr unser Leben, als unser Erbe.“